

Phoenix-Zeitung

Abt. Hoerder Verein
Hoerde i. Westf.



Abt. Ruhrort
Duisburg-Ruhrort.

Werkszeitung des Phoenix, A.-G. für Bergbau und Hüttenbetrieb

2. Jahrgang.

Anschluß der Schriftleitung:
Düsseldorf, Bendemannstraße 2.

24. April 1926.

Nachdruck sämtlicher Artikel erwünscht, sofern
nicht ausdrücklich verboten.

Nummer 9

Sensationen.

Das politische Geschehen der letzten Zeit bestand größtenteils aus Sensationen. Das Attentat auf den italienischen Ministerpräsidenten Mussolini machte den Anfang. Eine offenbar geistesgestörte englische Miß traf den Duce in die Nase. Er bekam nur eine kleine Schramme ab und fuhr Tags darauf nach Afrika, nicht ohne vorher noch einige Reden seiner besonderen Art gehalten zu haben, mit denen er die Welt lechthin schon öfter unnütz aufregte.

Italien ist ein armes Land und kann seine Bevölkerung nicht ernähren. Viele Italiener müssen daher auswandern. Mussolini möchte diesen Strom italienischen Volkstums gern in die Länder am Mittelmeer lenken. In seinen Gedanken steht das große alte römische Reich vor ihm auf, das rings um das Mittelmeer aufgebaut war. Solche Gedanken sind heutzutage aber nicht ungefährlich. England wird niemals eine große territoriale Veränderung im Mittelmeer zugeben. Auch die Türken fühlen sich schon durch Mussolinis Kolonialreise bedroht. Wenn er glaubt, daß Italiens Zukunft auf dem Wasser liegt, so wird er diesen Glauben zunächst wohl für sich behalten müssen. Wenn er ihn andern Völkern da unten auf der Landkarte beibringen will, kann es recht gefährlich werden.

Die zweite große Sensation bot die Nachricht der „Times“, Deutschland verhandle mit der Sowjet-Regierung über den Abschluß eines Vertrages, welcher die Bestimmungen des Rapallo-Vertrages dem Locarno-Vertrag anpassen wolle. Das klingt ganz nach dem vielgenannten Rückversicherungsvertrag aus der Bismarckschen Zeit. Die deutsche Regierung erklärt die Meldung der „Times“ in diesem Umfange nicht für zutreffend. Man verhandle zwar mit Rußland, aber nur, um jeden Konflikt zwischen Deutschland und Rußland, der durch den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund entstehen könnte, von vornherein auszuschließen.

Man muß sagen, daß ein solcher Rückversicherungsvertrag Deutschlands mit Rußland angesichts der immer noch recht zweifelhaften Lage der Völkerbundsangelegenheit gar kein übler Gedanke ist. Vielleicht klärt er die Herren in London und Paris darüber auf, daß es für Deutschland außer Gens noch andere Möglichkeiten gibt.

Offenbar als einen Gegenzug gegen Deutschlands oben gekennzeichnete Rußlandpolitik versucht Frankreich die Oststaaten, insbesondere Polen, zu neuen Verträgen unter sich und mit Frankreich zu bewegen. Der französische Unterhändler Boncour hat schon alles bestens vorbereitet und dem lieben Polen aufs neue versichert, daß es ganz bestimmt auf einen Ratssitz im Völkerbund rechnen könne. Angesichts solcher Propaganda ist Deutschlands Verhandeln mit Rußland doppelt nützlich.

Die dritte Sensation ist die nunmehr offenbar zur Tat gewordene Nachricht, daß zwischen Frankreich und Spanien einerseits und Abd el Krim andererseits Friedensverhandlungen geführt werden. Eine französische große Zeitung schreibt dazu: „Der Krieg im Rifgebiet ist widersinnig. Sogar eine siegreiche Fortsetzung könnte nichts Gutes einbringen, da der Kampf gegen das Rifgebiet eine ständige Gefahr für das gesamte französische Nordafrika schafft. (Vielleicht ist diese Lehre eine Erkenntnis der bekannten nordafrikanischen Konferenz, an der die Regierungsvertreter Frankreichs in Marokko, Tunis und Algerien teilgenommen hatten.) Die Rifkrieger sind bewundernswerte Kämpfer im Gebirgskrieg. Treffliche Schützen, mit einem über jeden Zweifel erhabenen Mut, sind sie furchtbare Gegner hauptsächlich für unsre dort tätigen schweren Formationen, die dem kolonialen Gebirgskrieg nicht angepaßt werden können. Ein einziges unglückliches Ereignis an der Riffront, ein einziger schwerer Mißerfolg unsrer Kolonnen kann den Aufbruch im ganzen französischen Marokko entfesseln. Nordafrika kann von neuem in schwere Gefahr geraten. Die Entsendung von mehreren hunderttausend Mann müßte erfolgen, um dann die Lage wiederherzustellen. Aus einem Sieg gegen die Rifabylonen können wir keinen Nutzen ziehen. Spanien will und kann nicht ernsthaft die Gebirgsgegenden des Rifgebiets besetzen. Einige Monate nach den beträchtlichen Opfern, die uns der Sieg kosten würde, wären wir vom Rifgebiet aus aufs neue bedroht. Alle unzufriedenen Elemente und alle Agitatoren Nordafrikas würden dorthin zusammenströmen. Vor sich und unser eigenes Interesse gebieten uns, Frieden zu schließen“.



In der Kokerei des Hoerder Vereins.

Beim Ablöschen des aus der Ofenammer ausgedrückten Koksflusses.

(Zum Aufsatz „Ein Gang durch den Hoerder Verein“ in der heutigen Ausgabe.)

so sind wir von einem Frieden in Marokko nicht mehr weit entfernt. Hoffentlich fährt der tapfere Abd el Krim, der Haus und Heimat so wacker verteidigt hat und keineswegs der Besiegte ist, gut dabei. Es wäre zu wünschen.

Gerade keine Sensation, wohl aber eine nicht geringe Ueberaschung ruft die Nachricht hervor, die aus China kommt, daß nämlich der Kampf der Generale um Peking sich in Wohlgefallen aufgelöst hat und man jetzt friedlich unterhandelt und jeder der Kampfhähne seinen möglichen Vorteil dabei zu gewinnen sucht. Schöne Zustände! Das unglückliche Land!

Reincke Vos.

Wirtschaftlicher Rundfunk.

Die noch immer zu beobachtende Wirtschaftskrise rührt, weltwirtschaftlich betrachtet, daher, daß Deutschland infolge des Versailler Friedensdiktates nicht rechtzeitig den Anschluß an die Weltwirtschaft wieder fand. Dieser wird auch noch jetzt stärkstens gehemmt durch die schutz- und kampfsöllnerischen Maßnahmen des Auslandes, so wie durch den Ausbau von Industrien auch in solchen Staaten, die vor

dem Kriege mehr oder weniger ausschließlich von Deutschland beliefert wurden. Binnenwirtschaftlich spielt die ausschlaggebende Rolle der auf der deutschen Wirtschaft ruhende Zwang, sich innerhalb weniger Jahre bei schärfstem Kapitalmangel und gehemmt durch alle möglichen staatlichen Eingriffe, zweimal vollkommen umzustellen, ein Prozeß, der in den letzten zwei Jahren stark erschwert wurde durch die Notwendigkeit, alle wirtschaftlichen Maßnahmen von der Rücksicht auf die Liquidität der Unternehmungen und von der Anpassung der Produktionskraft an die Aufnahmefähigkeit des Marktes diktieren zu lassen. Staatswirtschaftlich sind ausschlaggebend die Lasten aus dem Dawes-Vertrag, aus den überhöhten Steuern, sozialen Abgaben usw.

Eine Betrachtung über die kommende Konjunktur-Entwicklung hat von den hier entwickelten Gesichtspunkten auszugehen. Weltwirtschaftlich betrachtet ist zweifellos eine kleine Erleichterung festzustellen. Die seit Anfang dieses Jahres zu beobachtende Aktivität der Handelsbilanz neben den Auswirkungen der Handelsverträge, die in den einzelnen Posten der Handelsbilanz sich zeigen, sind dafür ein Beweis. Es handelt sich allerdings bisher mehr um Kleinigkeiten und Neußerlichkeiten, als um eine grundlegende Behebung der bisherigen Zustände, mit der auch trotz Locarno wahrscheinlich für längere Zeit nicht zu rechnen sein wird. Binnenwirtschaftlich ist festzustellen, daß der Prozeß der zweiten Umstellung in vielen Fällen durchgeführt ist; die durch den Zwang zur größtmöglichen Flüssigkeit (allerdings vielfach erreicht um die Preis starker Verschuldung an das Ausland) und durch die Anpassung der Produktionskraft an die Aufnahmefähigkeit des Marktes verursachte Notwendigkeit zur Sparsamkeit hat dazu beigetragen, viele unwirtschaftliche Erscheinungen in Wegfall zu bringen. Aber eigentliche Wirtschaftlichkeit ist bisher nur in relativ seltenen Fällen erreicht; es fehlt die Kapitalneubildung aus den Erträgen der Betriebe. Sie ist — im Durchschnitt sämtlicher Unternehmungen betrachtet — auch für die nächsten Jahre wohl nicht zu erwarten. Staatswirtschaftlich sind Ansätze zur Erleichterung der Lage auf steuerlichem Gebiet zu verzeichnen. Auf den anderen, oben erwähnten Gebieten fehlen diese Anzeichen aber gänzlich. Vor allem ist — und das ist sehr wesentlich — vorläufig noch keine Aussicht vorhanden, daß die auf der Wirtschaft ruhenden Lasten aus dem Ertrag aufgebracht werden könnten und daß daneben noch genügend Mittel zur Verfügung stehen für die laufende Modernisierung der Betriebseinrichtungen und für die Erschließung neuer Absatzmärkte. Auch besteht noch keine Aussicht, daß die deutsche Wirtschaft sich arbeitswirtschaftlich im Sinne der doch vorhandenen Notzeit einstellen kann.

Man sieht also, daß in der Ueberwindung der Wirtschaftskrise auf einigen Teilgebieten zwar mit Erfolg gearbeitet worden ist, daß aber grundsätzlich die vorhandenen Schwierigkeiten noch auf keinem Gebiet behoben worden sind. Die immer noch vorhandenen Schwierigkeiten gestatten uns nicht, eine schnelle Ueberwindung der Krise zu erhoffen. Die in einzelnen Gewerben zu verzeichnende Belebung hängt teilweise mit der Jahreszeit zusammen, teilweise vollzieht sie sich auf Kosten einer angemessenen Preisstellung in der Hoffnung, durch gesteigerten Absatz günstigere Produktionsbedingungen zu erzielen. Diese Entwicklung ist nicht ganz ungefährlich, zumal die jetzige „Konjunktur“ vielfach durch Kredit finanziert worden ist, eine Methode, die im Falle größerer Zahlungsschwierigkeiten zu sehr weitgehenden Folgen führen kann.

Die Sorge um unsere wirtschaftliche Zukunft macht es notwendig, daß wir uns auch bei anderen Völkern umsehen und aus ihrer Wirtschaftslage für uns lernen. Es ist daher nicht unangebracht, einen Bericht über die wirtschaftliche Lage unseres größten östlichen Nachbarn, Rußlands, zu vernehmen und dabei festzustellen, daß auch dort alles andere als eine Wirtschaftsbüße besteht. Auf der zweiten Tagung des Zentralvollzugsausschusses der Sowjetunion wurde eingehend über die Lage Rußlands gesprochen. Die Beratung des Staatshaushaltes wurde durch eine Rede Rykows eingeleitet, der auf das rasche Steigen des Etats hinwies, dessen diesjähriger Voranschlag vier Milliarden Rubel gegen 2,8 Milliarden des vorjährigen betrage. Besondere Berücksichtigung hätten im diesjährigen Etat die Bedürfnisse der Industrie gefunden, für die in den außerordentlichen Ausgaben 155 Millionen bestimmt seien. Trotz des raschen Wachstums der Industrie, deren Produktion bereits 95 Proz. des Friedensstandes erreiche, sei sie nicht in der Lage, rascher die steigende Nachfrage der Stadt- und Landbevölkerung zu decken. Durch einen Abbau der Preise des Detailhandels und durch Vergrößerung der Warenmenge hoffe die Regierung, in größerem Maße als bisher die Nachfrage der Bauernschaft zum Zeitpunkt der neuen Ernte befriedigen zu können.

Rußland hat eine passive Handelsbilanz, die ebenso wie noch vor kurzem bei uns durch eine starke Steigerung der Einfuhr hervorgerufen



worden ist. Besonders bemerkenswert ist die Verminderung des Anteiles der Steuereinkommen an den Gesamteinnahmen. Hier ist eine Senkung von 60 Prozent im Vorjahre auf 47 Prozent in diesem Jahre festzustellen. Die Einnahmen übersteigen die Ausgaben um 100 Millionen Rubel. Wir sehen, daß also auch in einem ganz anders organisiertem Staate dasselbe Elend herrscht wie bei uns.

Welche Schwierigkeiten deutsche Firmen auf dem Weltmarkt noch heute zu überwinden haben, wird uns täglich durch bewegliche Klagen deutscher Handelshäuser im Auslande nahegebracht. So wurde kürzlich wieder ein Schreiben einer deutschen Firma aus Kanada veröffentlicht, das sich folgendermaßen ausläßt: „Wo man hinkommt, heißt es: „Wir können nur englische Waren verkaufen.“ Diese englischen Farben sind von der Schule vorgeschrieben; dazu kommt noch, daß in den Schulen sozusagen verboten wird, deutsche Waren zu verwenden. So behauptet ein Einkäufer eines der größten kanadischen Warenhäuser (unser Vertreter ist mit diesem Herrn sehr gut befreundet), daß er unsere Wasserfarben nicht kaufen könne, selbst wenn sie nur 25 Prozent der englischen kosten würden, da er sie nicht losbringen würde.“ Und weiter: „Dazu kommen noch die Zollschwierigkeiten deutschen Waren gegenüber. Die Kunden hier scheuen sich, deutsche Waren zu kaufen, weil sie nie wissen, ob die Sätze von der Zollbehörde beim Verzollen nicht wesentlich in die Höhe gesetzt werden. Es sollen von Seiten der deutschen Fabrikanten alle möglichen Schritte unternommen werden, um mit Kanada zu einem Zollverhältnis zu kommen, wie solches zwischen Frankreich und Kanada besteht.“

Es ist eigentlich gar nicht zu verstehen, wie Kanada, dessen drittgrößter Kunde Deutschland ist, sich so gegen die deutschen Kaufleute verhalten kann. Aber es beweist immer wieder, daß die Kriegsverheerung auch auf diesem Gebiete noch ihre Nachwirkungen tut.

Eine große Wirtschaftsmacht, viel größer als manche denken, bedeuten unsere Hausfrauen. Wenn man bedenkt, daß bei einem Durchschnittsnahrungsverbrauch von 600 Mark auf das Jahr und den Kopf unserer Bevölkerung annähernd 40 Milliarden Mark durch die 12 Millionen Rassen der deutschen Hausfrauen fließen, so wird man sich dessen bewußt. Es ist daher ungeheuer wichtig, daß gerade unsere Hausfrauen ein tieferes Verständnis für die weitgehende Verantwortung haben, welche sie gegenüber der Volksgesamtheit tragen. Sie könnten durch eine vernünftige Wirtschaft unendlich viel dazu beitragen, daß die gesamte Lage im Vaterlande besser würde.

Ueber alle diese Dinge müßten unsere Hausfrauen immer wieder belehrt werden, damit sie sich klar werden, wieviel von ihnen abhängt, um einen guten Einfluß auf das gesamte Wirtschaftsleben des Staates auszuüben. Hier liegt eine dankbare Aufgabe für unsere Haushaltungsschulen.

L u x.

Deutscher!

Gedenke der Zeppelin-Eckener-Spende!

Annahmestellen: Alle öffentl. Banken und Postscheckämter.

August Thyssens Erbe.

Gedanken zum Tode eines „Industriekönigs“.

Im Zusammenhang mit dem Ableben des Großindustriellen August Thyssen ist das Wort „Industriekönig“ wieder einmal besonders häufig durch die Presse aller Richtungen gegangen, und je nach der Einstellung des einzelnen Blattes ist der Unterton verschieden gewesen, der darin mitschwingt, ohne daß allerdings recht eigentlich die Rede davon sein könnte, daß — nach Schiller — „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt“, sein Charakterbild in der Geschichte schwankte. Nein: hier haben wir es einmal mit dem wahrlich nicht häufigen Fall zu tun, daß einem heimgegangenen Großen des einen „Lagers“ — wenn man so sagen darf — von den sonst noch so eifrigen und in der Polemik gewandten Streikruffern des anderen „Lagers“ kein eigentlich böses Wort nachgerufen wird. Wohl gemerkt: wenn ich hier von „Lagern“ spreche, so denke ich dabei nicht an die landsläufige Konstruktion der tatsächlich ja gar nicht in vielfach geglaubtem Maße vorhandenen Gegensätzlichkeit zwischen dem Stand des Arbeitgebers und dem des Arbeitnehmers; als Anhänger des Betriebsgemeinschaftsgedankens stünde mir das doppelt schlecht an. Aber gerade, weil die Scheidung der Schaffenden verschiedener Schichten in verschiedene „Lager“ nur noch als eine einseitig gewollte und größtenteils nur noch aus reiner Verbissenheit, vielfach allerdings auch aus übleren Motiven heraus betonte gewaltsame Konstruktion anzusprechen ist, muß die Tatsache an sich doppelt wunder nehmen.

Als Hugo Stinnes starb, sind ihm von der Seite her, die ich hier im Auge habe, manche recht bösen Worte nachgesandt worden. Vielleicht lag das daran, daß die ganze Art des Mannes wie auch die besondere Art, die seinen Unternehmungen und deren gewaltigem Anwachsen und Emporklimmen den Stempel gab, reicher an Reizungselementen war, als es von dem nun dahingegangenen Thyssen gesagt werden kann; vielleicht wurde mancher „Nachruf“ für Hugo Stinnes in Ton und Geist mitbestimmt von gewissen Gegnerschaften, die ihm sein Auftreten im öffentlichen Leben eingebracht hatte; vielleicht auch — und das scheint mir, dem rein aus dem Gesichtswinkel des praktischen Arbeitsmannes heraus die Dinge Betrachtenden, von ausschlaggebender Bedeutung — war für diesen und jenen, den tieferen Zusammenhang wirtschaftlicher Dinge Erkennenden das Werk Hugo Stinnes schon zu Lebzeiten seines Schöpfers überschattet von der Wolke des Zweifels: ob es in seiner ganzen Größe diesen lange überleben werde, ob es unbedingt soviel blutfrisches Eigenleben in sich birge, um auch ohne den ständigen persönlichen Einfluß des Meisters seine Bedeutung als Werk an sich wie als volkswirtschaftlicher Faktor zu behalten und zu behaupten. Inwiefern dieser Zweifel begründet war, ist aus der inzwischen erfolgten Umorgani-

fation des sogenannten Stinneskonzerns bis heute doch wenigstens schon zu einem Teil ersichtlich geworden.

Doch wir haben es hier mit dem Werk August Thyssens zu tun, und lediglich der Demonstrierung von dessen andersgeartetem Charakter sollte vorstehende Reminiszenz dienen. August Thyssens Werk ist stiller, der Öffentlichkeit weniger wahrnehmbar, zu seinem gewaltigen Umfang von heute herangewachsen; August Thyssen, der ganz auf ein Ziel, und zwar auf ein wirtschaftliches Ziel — wir sprechen gleich noch davon — Eingestellte, hat, zumal im politischen Leben, nie die Rolle gespielt, die Hugo Stinnes durch die der Kriegs- und Nachkriegszeit werden mußte und letztlich hat die eben angedeutete gradlinige Zielstrebigkeit August Thyssens gerade noch wenige Tage vor dessen Heimgang eine so ausgesprochene und so überaus unverrückbar, unbestreitbar erscheinende Erfolgsfrönung erfahren, daß sich an die Frage, ob es leicht sein Zweifel wagen mag, Wohl noch nicht in vollem Umfang übersehbar in allen möglichen Auswertungen, wohl noch mancher Klärung entgegenstehend in seiner inneren Organisation, dennoch aber festgefügt und im Kern kaum noch zu erschüttern, steht das Werk da, dessen Schaffung ein Menschenalter hindurch dem nun Verstorbenen als hohes Ziel galt: der Ruhr-Montan-Trust, die Zusammenfassung der Westindustrie zu einem Instrument, das berufen sein soll und sicherlich auch kann, der vegetierenden deutschen Volkswirtschaft frisches Blut in die schlaff gewordenen Adern zu flößen.

Bin ich vom Thema abgekommen? Hatte ich nicht von August Thyssen unter dem Gesichtspunkt seiner Benennung als „Industriekönig“ — gleichviel mit welchem Unterton — sprechen wollen? — Nun: wenn man mit „König“ gleichbedeutend „Herrscher“ gelten lassen will, so habe ich es wohl getan — für manches Leser Auffassung. Für meine eigene wohl nicht in vollem Umfang; ebensowenig für die besorgten Leser, der sich erinnert, daß es einmal einen Preußenkönig gegeben hat, der sich als „erster Diener“ selbst bezeichnete. Ich möchte glauben, daß auf diesem Gedankenwege auch dem industriellen „Königtum“ August Thyssens näher zu kommen wäre!

Es gab eine Zeit, da hatte die Benennung „Industriekönig“ — abgesehen davon, daß sie seit je eine gewisse abwegige Romantik in sich barg — für viele von uns Arbeitern jeglicher Kategorie einen wenig guten Klang; ich brauche wohl nur leise mit gekrümmtem Finger an die Tür der Klassenkämpferischen Kustammer früherer Jahre zu klopfen, um das zu erhärten. Dann sind wir ins Zeitalter eines neuen Denkens eingetreten. Langsam haben wir erkennen gelernt, daß wir es — wie man nur je etwas anderes hat annehmen können! in den Industrieführern mit Menschen gleich uns, belastet mit menschlichen Sorgen, erfüllt aber auch von menschlichen Idealen, zu tun hatten! Und groß, gewaltig groß ist uns diese Erkenntnis aufgegangen: so schicksalsbestimmt die



August Thyssen.

Anfall bedeutet Lohnausfall — seid vorsichtig!

Der Vogesentod.

Aus einem Kriegstagebuch.



aß ich mit diesem fürchterlichen Granatsplitter im Leibe noch Gelegenheit haben werde, sondern das Erlebnis von vorgestern Nacht zu erzählen, glaube ich fast nicht, und ich vertraue es deshalb dem Papier an. Meine letzten Dinge sind geordnet, und ich brauche von niemandem mehr Abschied zu nehmen.

Ich ritt in der Nacht zum 1. Oktober von Colmar ab in die Gefechtsstellung in den Bergen. Mein Bataillon war schon voraus. Ich war allein, und die Melodien, die unsere Regimentskapelle zuletzt vor dem Case am Kleberdenkmal gespielt, lagen mir noch im Ohr. „Kind ich schlafe so schlecht, und ich träume so schwer“, summite ich vor mich hin, als mein Blick plötzlich hinter Winzenheim auf der Türheimer Chaussee durch einen Infanteristen gefesselt wurde. Es war von weitem ein ganz gewöhnlicher Soldat, feldmarschmäßig bepackt, das Gewehr auf der Schulter. Und mein Rappe hatte doch tausende von diesen Soldaten gesehen. Aber als ich ihn jetzt einholte, scheute das Tier, daß ich beinahe den Sitz verlor und das Pferd erst langsam wieder in meine Gewalt und auf die Chaussee zurückbekam. Auch da ging es noch zitternd und bebend. Und ich selber fing auch an zu beben, denn der einsame Infanterist marschierte — lautlos, völlig lautlos, als ob er ohne Fleisch und Bein wäre. Ich hörte keinen Ton, als ich meinen Rappen zwang, dicht hinter dem Fußgänger zu gehen. Der Rappe bäumte sich fortgesetzt und ich mußte ihn zunächst wieder in die Hand bekommen und feitswärts auf einen Ader reiten.

Das Pferd wurde sofort ruhiger. Es war heller Mondschein. Der Infanterist ging etwa hundert Meter vor mir her und passierte jetzt einen Kavallerieposten. Der Mann, der mit dem Bajonett auf dem Karabiner jeden Soldaten anzubalten hatte, stand mitten auf der Straße. Trotzdem ließ er den Infanteristen, der allein auf der Chaussee nach Münster marschierte, ohne Anruf passieren.

Ich ritt hinterher und machte dem Posten, der mir sofort die Ehrenbezeugung erwies, da er bei dem Mondlicht meine Achselstücke sah, Vorhaltungen, weshalb er den Infanteristen nicht angehalten habe. Er war ganz

erstaunt, er habe niemanden gesehen, was ich denn meine? Ich zeigte ihm den Mann, der jetzt deutlich im Mondlicht anderthalbhundert Meter vor uns mit geschultertem Gewehr ging. Der Mann erklärte, er sehe nichts, als den Mondschein auf der Chaussee. Ich schüttelte den Kopf und drückte dem Pferd die Sporen ein, um den Fußgänger einzuholen.

Er ging schnell, aber nicht so schnell, daß ich nicht bald an seiner Seite war. Ich fuhr zurück. Der Mann trug hier hinter der Linde eine Gasmaske, und zwar diese entsetzende große Gasmaske, mit der der Mensch wie ein wildes Tier aussieht.

Der Mann kümmerte sich nicht um mich, aber ich mich jetzt umso mehr um ihn. Zu welcher Staffel gehörte er, zu welcher Truppe? Auf dem Helm und den Achselstücken trug er eine große Null als Zahl des Truppenteils.

Mein Rappe stieg wieder, aber mein Interesse war zu groß geworden, als daß ich diesen Mann gehen lassen hätte. Er hatte mir zu melden, wohin er marschierte, hier im Münstertal allein in der Richtung auf den Feind und die Stellungen der Unsrigen. Ich hatte anfangs geglaubt, er wäre ein verspäteter Urlauber, der in der Morgenfrühe sich bei seinem Regiment zurückmelden wollte. Aber solche Leute marschierten nicht lautlos, nicht mit Gasmaske. Der Mann war etwas anderes.

Ich sagte schon, ich war vorgestern Nacht noch gesund und vergnügt, ich hatte noch nicht den Granatsplitter im Leibe, an dem ich hier jetzt liege und sterben werde. Ich hatte noch kurz vorher die Colmarer Melodien vor mich hingehummt. Und es war so mondheill klar. Die Hochvogesen lagen deutlich sichtbar über dem Münstertal wie unter dünnem Schleier. Und es war meine Pflicht als Offizier, den Mann, der sich bei mir nicht meldete, anzuhalten.

Ich fakte meinen russischen Rappen zwischen die Schenkel und ritt quer über die Landstraße an den Soldaten heran, der einsam seinen Weg machte, mir lautlos, völlig lautlos. Ich fuhr ihn an, wer er wäre, bei welchem Truppenteil und wohin unterwegs.

Er drehte mir plötzlich seinen Kopf mit der Gesichtsmaske zu. Ich habe oft diese Masken im Gefecht gesehen. Ich habe mich nicht gefürchtet, als bei Oern die Engländer mit diesen Masken kamen, obwohl Kinder das Gruseln davor bekommen könnten. Jetzt lief es mir plötzlich eiskalt den Rücken herunter, als der Mann mich ansah. Er sagte nichts. Es ist schwer, mit der Maske zu sprechen. Ich hätte sie ihm abreißen müssen als Vorgefester, ich hätte eine Wundung erzwingen müssen. Ich habe es nicht getan. Mein Rappe stieg wieder und war nicht zu halten. Ich bin bis Weger im Tal Galopp geritten, so aufgeregt war das Tier und ich auch, denn ich sah zum zweiten Male, als ich hinter mich blickte, daß der Infanterist an einem Posten vorbeiging, an einem Posten, der aufmerksam auf die Stelle blickte, wo er war.

Aufgabe des Industrieführers ist, für die tausende der Arbeiter seines Werkes Arbeit und Lohn zu schaffen, so schicksalsgewollt ist die Pflicht des Arbeiters, diese Arbeit zu leisten, diesen Lohn zu verdienen — weil eben die Wirtschaft, von der wir alle leben, ein Uhrwerk ist, das versagen muß, wenn auch nur ein Rädchen im gewaltigen Getriebe plötzlich das Gefühl verspürte, sich gegen die Richtung der Triebkraft drehen zu wollen!

Wer aber unter solchen Gesichtspunkten den Begriff industriellen „Königtums“ zu werten, dann hieraus aber auch die Schlussfolgerung zu ziehen imstande ist, der wird auch in vollem Umfange die gewaltige Bedeutung des Werkes zu erkennen vermögen, das August Thyssen gerade uns — der Industriearbeiterschaft — hinterließ.

Die Legende, daß letzten Endes persönliche Habgier, ja auch nur persönlicher Ehrgeiz, die Triebkraft allen industriellen Strebens sei, ist ja wohl an und für sich nahezu ausgestorben. Mehr als satt essen kann sich der Mensch nicht, und mancher vielbeneidet auf raschem Gummibrot durchs Leben Kollende würde wohl gern mit der harten Bank der Eisenbahn vorlieb nehmen, wäre in den Tausch der Plätze auch der Tausch der Verantwortlichkeit mit den Reibern eingeschlossen. Im Ernst: gerade von August Thyssen, der ja auch jede öffentliche Ehrung Zeit seines Lebens ablehnte, weiß man, daß ihn persönlich nahezu an Uebertreibung grenzende Bedürfnislosigkeit auszeichnete, trotzdem — vielleicht auch weil — all sein Denken auf Produktivität, Rationalität und Rentabilität eingestellt war. Hätte er — als Egoist gewertet, solches nötig gehabt?

Gewiß nicht! August Thyssen war durchaus keiner von jenen, die — wie der Volksmund sagt — „ganz klein angefangen“ haben. Aus wohlhabendem Hause stammend, konnte ihm finanziell die im Jahre 1871 erfolgte Gründung seines Vauveisenwalzwerks in Mülheim wahrlich keine Schwierigkeit bedeuten. Aber was er in 55 Jahren aus diesem Walzwerk gemacht hat: den heute mächtigen Thyssenkonzern — das geht denn eben auch wesentlich über das Verhältnis dessen hinaus, was man von den kühnsten und zugleich erfolgreichsten „Ganzkleinangefangern“ gewohnt ist!

Und bleibt dennoch eine zweifelhafte Angelegenheit, gemessen an dem eingangs schon angedeuteten Verdienst der zähen, nimmermüden, immer von neuem vorstoßenden Initiative in Richtung des ganz großen Zieles: des nach amerikanischem Vorbild gedachten Montan-Trusts, dessen Schaffung August Thyssen auch mit amerikanischem Maßstabe gemessen als einen Industriefürst erscheinen läßt! Seinen Arbeitern hinterließ August Thyssen Lohn und Brot in seinen Werken — fürwahr: Großes! Uns — der Gesamtarbeiterschaft des Westens — hinterließ er die Saat neuen Wohlstandes auf neugepflügtem Boden: Größeres! Der Gesamtwirtschaft unseres Vaterlandes aber hinterließ er den mächtigen Impuls neuen starken Emporstrebens auf Wegen verantwortungsbewusster Entschlußfreudigkeit, mit dem Ziel einer neuen Volkswirtschaft im weitesten Sinne — und das ist das Größte am Nachlaß des „Industriefürsten“ August Thyssen!

Dabei muß ich denken: pflegt nicht jedes Volk das Werk seiner Großen in der Uebersieferung ihres Gedächtnisses an die Nachfahrenschaft zu ehren? Setzte man nicht früher Fürsten und Staatsmännern, Helden des Schwertes und des Geistes Denksteine und erzene Mäler? Veralteter Brauch!

Aber steht nicht in Deutschland eine Stätte, geschaffen und bestimmt, der Erinnerung an die Großtaten des technisch sich auswirkenden Geistes bleibend Asyl zu gewähren? Steht nicht in München das Deutsche Museum — eine Sammel- und Pflegestätte dankbaren Gedenkens an die Taten der Größten in Wissenschaft, Technik und Industrie?

Ich bin mir selbst nicht klar über die Form, in der es geschehen könnte — und bin auch überzeugt, daß diese nicht ganz leicht wird gefunden werden

können — und fühle mich doch sicher der Einigkeit mit Hunderttausenden deutscher Arbeiter in dem Empfinden: daß dort eine Möglichkeit sein müßte, dem Geist des Thyssenschen Schaffens, wie er heute sein Werk durchweht, eine Stätte einzuräumen, von der aus er ermutigend und segensreich weiterwirken könnte — zum Besten aller, die ihn verstehen, sein Erbe betreuen und ihm recht aus voller Ueberzeugung dienlich sein wollen.

Das deutsche Auto.



Gegenüber dem außerordentlichen Umfang der Zahl an amerikanischen Motorfahrzeugen nehmen sich die Zahlen über den Bestand an Kraftfahrzeugen in Deutschland nur recht bescheiden aus. Nach den Angaben des Statistischen Reichsamtes wurden im Jahre 1914 im ganzen rund 84 700 Krafttraber, Personen- und Lastwagen gezählt; bis zum 1. Juli 1925 war diese in vorstehender Tabelle noch nicht berücksichtigte Zahl gestiegen auf rund 425 000. Auf ein Kraftfahrzeug entfielen mithin 1914 etwa 750, 1925 nur mehr 147 Einwohner. Die Gesamtzahl der Kraftfahrzeuge hat sich also reichlich verdreifacht. In der Verteilung auf die einzelnen Gebietsteile Deutschlands zeigen sich sehr große Unterschiede. Die stärkste Motorisierung des Verkehrs zeigt nicht Berlin, sondern Hamburg mit 106 Personen der Bevölkerung auf ein Kraftfahrzeug. Ihm folgt Berlin mit 109, Bremen mit 116, das Rheinland mit 117 und der Freistaat Sachsen mit 118. Relativ am schwächsten ist sie in Oberschlesien erfolgt, wo 403 Personen auf ein Kraftfahrzeug kommen.

Daß die herrschende Wirtschaftskrise und mangelnde Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Automobilindustrie einen vollständigen Verzicht auf das Auslandsgeschäft gebracht hat, ist eine betäubende, aber nicht wegzuleugnende Tatsache. Waren es 1920 immerhin noch rund 17 000 Wagen, die vom Ausland erworben wurden, so ging diese Zahl, wie die „Germania“ in einer ihrer letzten Industrie- und Handelsbeilagen feststellt, im Jahre 1922 auf 9000 zurück; 1924 waren es sogar nur noch rund 2500 Wagen. Schon in den Inflationsjahren

Schonende Werkzeugbehandlung ist halbe Arbeit.

machte sich also die zunehmende Ueberlegenheit der ausländischen Industrie trotz des Valutavorteils der deutschen geltend. Ganz katastrophal wird aber das Bild erst im ersten Stabilisierungsjahre 1924. Auch das erste Halbjahr 1925 hat einen Rückgang auf 651 Wagen gebracht, was also einer Jahresausfuhr von nur 1300 Wagen entsprechen würde.

Innerhalb des Deutschen Reiches ist die Nachfrage nach Automobilen außerordentlich reger. Während im Jahre 1924 rund 5000 ausländische Wagen eingeführt wurden, beträgt die Einfuhr bereits in der ersten Hälfte des Jahres 1925 über 5000 Stück im Werte von rund 30 Millionen Mark. Der einzelne Wagen hat also durchschnittlich einen Wert von 6000 Mark, woraus zu schließen ist, daß nicht nur die billigen Wagen, sondern auch ausländische Qualitätswagen in großer Zahl eingeführt wurden. Für die nächsten Jahre ist mutmaßlich mit einem Rückgang des Imports zu rechnen.

Tragt starke Schuhe, wenn ihr die Füße schützen wollt.

Ich bin die ganze Nacht geritten bis in die Kampfstellungen — so weit, wie man überhaupt reiten darf. Ich hatte das Gefühl, daß, wenn ich mein Pferd verließ, der rätselhafteste Fußgänger mich sofort einholen würde.

Gestern morgen war dann der große Angriff der Alpenjäger. Wir gingen aus den Gräben heraus, als wir den Feind zurückgeworfen hatten. Unsere Leute trugen noch fast alle die Feldmütze. An dem feindlichen Graben kam das Gefecht durch das Artilleriefeuer der Franzosen zum Stehen.

Plötzlich sah ich einen Mann mit Helm und Gasmaske. Er schien sich an dem Kampf nicht zu beteiligen, aber er verfolgte ihn mit Aufmerksamkeit. Und als ich genauer hinsah, merkte ich, er gehörte zu keinem Regiment. Bewegungslos stand er und verfolgte die vernichtende Wirkung der großen Minenwerfer. Es stand wie ein großes Grinsen auf der Gasmaske. Ich mußte auf einmal, wer der Mann war. Ich werde den heutigen Tag nicht überleben.

L. Engelbert Schüding.

Wie Redensarten entstehen.



Viele Redensarten haben ihre Quellen in Aussprüchen und Geschichten der Bibel. Auch das „in den Äpfeln schlafen“ wird daraus erklärt, daß Jesus von Sannas zu Kaiphas, von diesem zu Pontius Pilatus und von ihm wieder zu Herodes geschickt worden war, der den Heiland an Pilatus zurücksandte. Und da sich dies zur Osterzeit ereignete, und Ostern gewöhnlich im April ist, so soll die Redensart so alt sein wie diese biblische Erzählung. Weltlicher ist die Erklärung der Redensart, die ihre Entstehung darauf zurückführt, daß der Reichstag zu Augsburg die für den 1. April 1530 geplante Münzreform immer wieder hinausgeschob, wodurch manche Spekulant viel Geld verloren und obendrein als Wirtinnen belacht wurden. Welche Version die richtige ist, läßt sich nicht genau feststellen, für wahrscheinlicher gilt die biblische, da ja das „in Äpfeln schlafen“ auch in außerdeutschen Ländern, namentlich in Frankreich und Italien im Schwange ist.

Als Ziel mehr oder weniger geschmackvoller Aprilscherze werden gerne Pantoffelhelden genommen, und die Redensart unter dem Pantoffel stehen kann man täglich hören. Ueber ihren Ursprung existiert eine romanische Geschichte. Zu Ehren des Friedensschlusses zwischen Kaiser und Papst

wurden städtische Turniere abgehalten, und die Ritter, die gegeneinander in die Bahn traten, trugen entweder die Farben des Kaisers oder des Papstes am Helm. Einer der tapfersten Recken weigerte sich, seinen Eisenhut mit einer der Farben zu schmücken, sondern steckte sich den zierlichen Goldpantoffel seiner Ehelebsen an den Helm. Er besiegte zwölf Ritter, und als er, wie üblich, von der Prinzessin den Siegespreis erhielt, sagte ihm diese lächelnd: „Wenn Ihr auch nicht unter den Farben des Papstes oder des Kaisers stehen wollt, so steht Ihr doch allweg unter dem Pantoffel und seiner Herrschaft!“ Diese Geschichte findet sich in einer alten schwäbischen Chronik. Sie deutet aber gerade dahin, daß die Redensart schon älter ist und aus jener Zeit stammt, in der bei Hochzeitsgebräuchen der Schuh seine vielseitige Rolle spielte.

Mit Schuhwerk hängt auch die Redensart zusammen: „Auf großen Füßen leben“. Da war einmal in Frankreich ein sehr vornehmer, sehr eleganter und sehr eifriger Herr, Gottfried von Plantagenet, Graf von Anjou, den ein schlimmes und großes Fleischauswuchs am Fuße heuberte, die damaligen Modeschuhe zu tragen. Er ließ sich also welche mit sehr langen Spitzen machen, und seine Schneider beeilten sich, ihm zu Gefallen diese Schuhform zu akzeptieren. Die Schuhmode „à la poulaine“ artete schließlich so aus, daß die Zifferlener Zeit Schuhe mit so langen Schnäbeln trug, daß man sie mit den Spitzen am Knie befestigte. Das Volk nannte nun die vornehmen Herren, die sich den Luxus dieses Schuhwerks leisteten, Leute, die „nur auf großem Fuße leben“.

Von solchen Leuten pflegt man auch zu sagen, daß sie ihr Schäfchen im Trocknen haben. Das ist die Redensart, die nichts mit der Schafzucht, sondern vielmehr mit der Fischei und der Schifffahrt zu tun hat. Das Wort „Schäfchen“ leitet sich nämlich nicht von Schaf, sondern von Schiffchen, niederdeutsch „Scheppen“ ab. Sein „Scheppen“ aus dem Sturm gerettet und im Trocknen zu haben, bedeutet also, sorgenlos leben zu können, im später übertragenen Sinne, wohlhabend zu sein.

Aus dem Studentenleben ist die Redensart genommen: auf den Hund kommen. Sie soll Wallenstein in ihre Entstehung verdanken. Dem großen Krieger wurde, als er noch in der jetzt nicht mehr existierenden Universität Altdorf studierte, eine Karziersstrafe diktiert. Nun war eben erst ein neuer Karzer erbaut worden, und nach alter Sitte erhielt dieses fidele Gefängnis seinen Namen von dessen erstem Bewohner. Wallenstein ließ nun seinen Hund erst durch die Karzertür laufen, und der Karzer wurde daher nicht „Wallenstein“, sondern der „Hund“ genannt. In den Hund oder auf den Hund kommen, war gleichbedeutend mit „in den Karzer fliegen“, und so wurde diese Redensart allgemein bekannt und später Gemeingut.

Ein Gang durch die Abteilung Hoerder Verein.

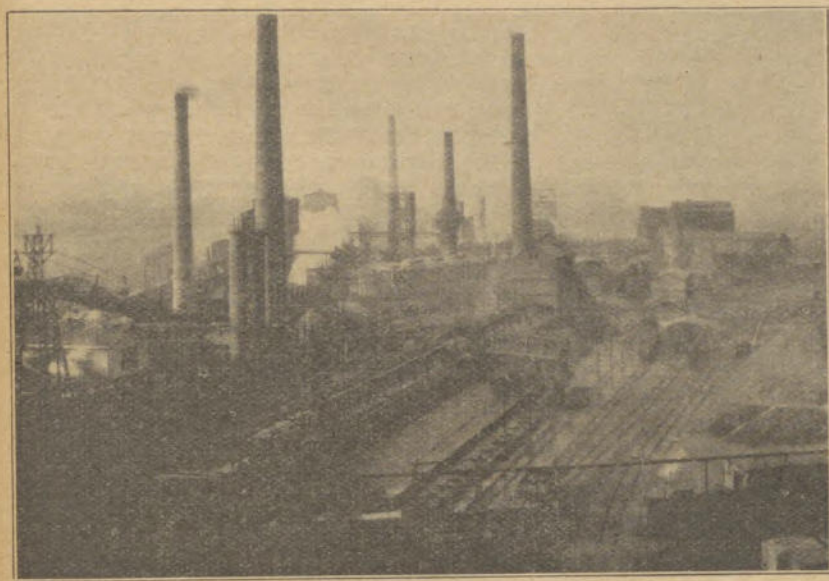
I. Die Kokerei.



Nachdem wir auf einem Rundgang durch die Abteilung Ruhrort sämtliche wichtigeren Betriebe kennen gelernt haben, laden wir unsere Leser zu einem Rundgang durch das Schwesterwerk in Hoerde ein.

In unserem Aufsatz über die Entstehung und Gewinnung der Steinkohle in Nr. 7 der Phoenix-Zeitung lernten wir in kurzen Zügen auch die Aufbereitung der Kohle über Tag kennen. Die aufbereitete Kohle bildet den Rohstoff der Kokerei.

Die Steinkohle macht in der Kokerei gewissermaßen einen Veredelungsprozeß durch, durch den sie erst für den Hochofenprozeß verwendbar wird, denn unsere Steinkohle enthält in rohem Zustande Beimengungen, die die Beschaffenheit des zu erblasenden Roheisens ungünstig beeinflussen würden. — Außerdem würden nicht sehr feste Kohlen unter dem gewaltigen Druck im Hochofen zerdrückt oder sich bei der Erhitzung auflösen und zusammenschmelzen.



Die Kokerei des Hoerder Vereins.

Der Inhalt des Hochofens würde dadurch zu einer für den Gebläsewind undurchdringlichen Masse, die den Hochofenprozeß unmöglich machen würde. Erst durch die Verkokung, die die Kohle zu einem porigen und festen Brennstoff macht, werden diese Nachteile überwunden und beseitigt.

Nun eignet sich aber nicht jede Kohle gleichermaßen zur Verkokung. Die Eigenschaften der einzelnen Kohlenarten sind hierbei vielmehr von großer Bedeutung. Schon der Haushalt lehrt uns, bei der Verwendung von Kohlen Unterschiede zu machen. So ist z. B. eine gewöhnliche Küchenkohle für einen Dauerbrenner nicht geeignet; sie bleibt im Ofen hängen, bakt zusammen und rutscht nicht nach; das Feuer liegt hohl und der Ofen qualmt. Diese Art Kohlen nennt man Fettkohle. Sie ist eine der besten Kokssteine und bildet den wesentlichsten Teil unserer Ruhrkohlenflöze.

Wirft man eine Schaufel dieser Fettkohle auf den Küchenherd, so verbrennt sie unter Bildung von gelb-braunen Dämpfen. Auf dem Rost bleibt ein zusammengebackener, poriger Rückstand, der besonders in den durch den Rost gefallen Stücke leicht als Koks erkennbar ist. Was hier im Küchenherd unabsichtlich entstand, wird in der Industrie mit entsprechend besseren Einrichtungen, den Kokereien, in großen Mengen absichtlich erzeugt.

Die Kokerei des Hoerder Vereins bezieht ihre Rohkohle von den Zechen Schleswig und Holstein, die seinerzeit eigens zu diesem Zwecke abgeteufelt wurden. Ursprünglich waren die Erträge, die der Hoerder Verein mit den Kohlen dieser Zechen hatte, recht schlecht. Die Kohle gibt nämlich ein Koksausbringen von etwa 82 bis 83 Prozent. Sie steht damit an der Grenze zwischen Fett- und Magerkohle und läßt sich für sich allein nur schlecht verkoken. Man lernte aber, durch Zusatz gasreicher Kohle auch diese Kohlen zu verarbeiten, mußte allerdings hierzu gute Kokssteine hinzukaufen. Seit der Verschmelzung des Hoerder Vereins mit dem Phoenix werden diese Kohlen von den eigenen Phoenixzechen Zollverein, Holland und Graf Wolke geliefert.

Neben der Verkokungsstätigkeit ist noch der Aschen- und Schwefelgehalt der Kokssteine von besonderer Wichtigkeit. Wenn wir z. B. täglich 2000 Tonnen Kohle beziehen, so bedeutet eine Steigerung des Aschengehaltes um beispielsweise ein Prozent für das Werk den Verlust der Transportkosten und des Preises für 20 Tonnen Asche, ganz abgesehen von dem Schaden, der später bei der Herstellung des Eisens entsteht. Beim Schwefel ist die Sache noch schlimmer. Es gibt keinen zweiten Stoff, der die Eigenschaften des Eisens so verderben kann wie der Schwefel. Asche und Schwefel sind aber in der Rohkohle stets enthalten. Sie werden durch Waschen der Kohle bis auf einen möglichst niedrigen Prozentsatz entfernt.

Da die Anlieferung der Kohle stets gewissen Zufälligkeiten unterworfen ist, die gelegentlich eine Störung der Belieferung verursachen können, sah sich der Hoerder Verein veranlaßt, einen geeigneten Lagerplatz für größere Kohlenreserven zu schaffen. Beim Lagern an der Luft besteht aber für die Kohle die Gefahr der Selbstentzündung; außerdem verliert sie an der Luft wertvolle

Bestandteile und blüht überdies an Verkokungsfähigkeit ein. Alle diese Nachteile der Lagerung werden vermieden, wenn die Kohle unter Wasser aufbewahrt wird. Der Hoerder Verein hat deshalb auf dem Hochofenwerk zwei große Kohlenbunker von 20000 Tonnen Fassungsvermögen gebaut, in denen die Kohle unter Wasser gelagert werden kann und dadurch allen schädigenden Einflüssen der Luft entzogen ist.

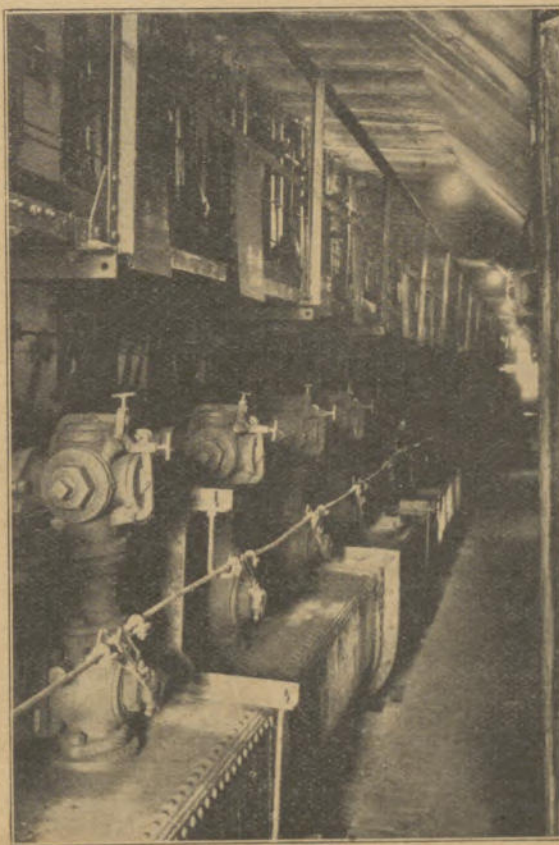
Gehe wir uns den eigentlichen Arbeitsvorgang ansehen, wollen wir kurz die Einrichtung eines Kokssofens bzw. einer Kokssofenbatterie kennen lernen. In der Praxis werden im allgemeinen 60 Kokssofen zu einer Batterie vereinigt. Die einzelnen Ofenammern sind bis zu 11 Meter lang und erstrecken sich über die ganze Breite der Anlage. Diese Kammern werden vorn und hinten durch Türen zugeföhrt und mit Lehm luftdicht verschmiert. In den Wänden der einzelnen Kammern sind eine große Zahl Kanäle eingespart, die wiederum oben durch einen größeren Kanal verbunden sind. Unter den eigentlichen Ofenammern befinden sich jeweils zwei weitere große Kammern, die sogenannten Generatoren. Diese sind innen mit feuerfesten Steinen gitterartig ausgeföhrt und durch Verbindungs-Kanäle mit den Zügen in den Ofenwandungen verbunden. Außerdem liegt in den Generatorwandungen noch ein kleiner Kanal, der sogenannte Gas-Kanal, der ebenfalls durch kleine Verbindungs-Kanäle mit den Zügen verbunden ist.

Die Verkokung selbst findet in den Ofenammern statt. Die Kohle wird mit je 3 etwa 3 Tonnen fassenden Trichterwagen, die auf Gleisen über die Ofenbatterie fahren, über die Öffnungen der Ofendecke gebracht und rutscht nach Öffnung eines Schiebers in die Ofenammer. Gleichzeitig werden die Kohlenhaufen durch eine besondere Einrichtung der Koksandrückmaschine geebnet. Die neueren Ofenbatterien haben einen Füllwagen, der die ganze Ofenfüllung, d. h. rund 10 Tonnen, auf einmal heranschaffen und einbringen kann. In der Praxis hat es sich im Interesse der Wärmewirtschaft als vorteilhaft erwiesen, stets einen Ofen zwischen zwei anderen, in denen die Verkokung schon weiter fortgeschritten ist, zu füllen.

Die Ofen werden mit Gas, das in den Seitenwänden verbrannt wird, beheizt. Die zur Verbrennung des Gases notwendige Luft tritt durch den einen Generator ein und steigt durch die Verbindungs-Kanäle in die Züge der Ofenwandungen. Hier trifft sie mit dem Gas, das durch den Gas-Kanal kommt, zusammen und verbrennt dieses. Das Rauchgas strömt durch den wägerechten Verbindungs-Kanal und geht durch die Züge in den zweiten Generator. Auf diesem Wege gibt es seine Wärme an die Züge und an die Steinfüllung des zweiten Generators ab und verläßt den Ofen durch den Ess-Kanal und den Schornstein. Nachdem der Ofen so eine halbe Stunde gebrannt hat, läßt man die Verbrennung genau den umgekehrten Weg gehen. Die vorher durch die abziehenden Rauchgase erhitzten Generatoren geben diese Wärme wieder an die einströmende Verbrennungsluft ab. Durch ihre Anordnung unter dem Ofen tragen sie gleichzeitig zur Bodenheizung der Ofenammern bei.

Damit nun der Verbrennungsvorgang alle halbe Stunde leicht umgestellt werden kann, muß jeder einzelne Gas- und Luftzuführungs-Kanal eine

regelbare Zuleitung haben, die gleichzeitig mit 60 anderen ganz geschlossen oder geöffnet werden kann. Zu diesem Zweck sind alle Säbne und Ventile unter sich durch Zugstangen verbunden. Diese befinden sich auf jeder Ofenseite in einem sogenannten Begeßkanal. Einen solchen Begeßkanal sehen wir im zweiten Bild. Es zeigt die Begeßvorrichtung einer Ofenbatterie, die nach Wahl mit Koks- oder Hochofengas beheizt werden kann. Die durch die Verbrennung des Gases in den Ofenwänden erzeugte Wärme überträgt sich auf die Kohle, die dann unter Luftabschluß ver-schwelt. Dabei entweichen aus der Kohle Gase und Teerdämpfe, aus denen in besondern Nebenproduktenanlagen Teer, Ammoniak und Benzol gewonnen werden.



Begeßkanal.

Die Zeit der Umwandlung der Kohle in Koks, die sogenannte Gärungszeit, betrug früher bis zu 50 Stunden und ist heute je nach Kammerweite und Kohlenbeschaffenheit auf 30 bis 13 Stunden herabgedrückt worden. Während dieser Zeit müssen die Koksöfen genau überwacht werden; insbesondere ist auf gleichmäßige Beheizung, Abdichtung der Ofenammern und ordnungsgemäße Abführung der entstehenden Gase zu achten.

Nach Beendigung der Gärungszeit wird der Ofen gegen die Gasleitung abgeschlossen und die Türen geöffnet. Die Koksandrückmaschine, die auch das Manieren der Kohlenmassen im Ofen und das Abheben der Ofenstüren besorgt hat, fährt vor die eine Seite des Ofens und preßt mittels einer langen Zahnstange einen schiffsförmigen Preßkopf gegen den glühenden Ofeninhalt. Der Koksstücken wird auf diese Weise allmählich auf der entgegengesetzten Seite der Batterie herausgeschoben und zerfällt in Stücke. Gleichzeitig wird ein Wasserstrahl auf den Koksstücken gerichtet, der durch die mächtige Glut in große Dampfwolken aufgelöst wird. Das besonders in der Dunkelheit prächtige Schauspiel ist in unserem heutigen Titelbild festgehalten.

Das Ablöschen des Koks mit Wasser hat den Zweck, ihn schnell abzukühlen, damit der glühende Koks an der Luft nicht weiter verbrennt und verloren geht. Der gelöschte Koks ist grau bis silbergrau, blumenförmig aufgebläht und scharfkantig. Er soll außerdem porig, gasdurchlässig und leicht verbrennbar sein. Je nach der Bauart des Ofens und der zur Verkokung gebrachten Kohle zerfällt der Koksstücken in größere und kleinere Stücke. Der Hüttenmann bevorzugt einen Koks gleichmäßiger Stückgröße. Zu kleine Stücke und vor allem der feine Koks, gelegentlich auch Koks-Asche genannt, sind für den Hochofen nicht geeignet. Damit der Koks beim Transport nicht zerbricht, wird er mit Koksabeln, die die kleinen Stücke zurücklassen, von der Koksrampe unmittelbar in die Seilbahnwagen oder die Begleitungsstübel verladen. Die Seilbahn bzw. der Schrägaufzug trägt diese dann ohne Umladung auf die Hochofen, wo der Koks neben dem Erz den wichtigsten Bestandteil der Beschickung ausmacht.

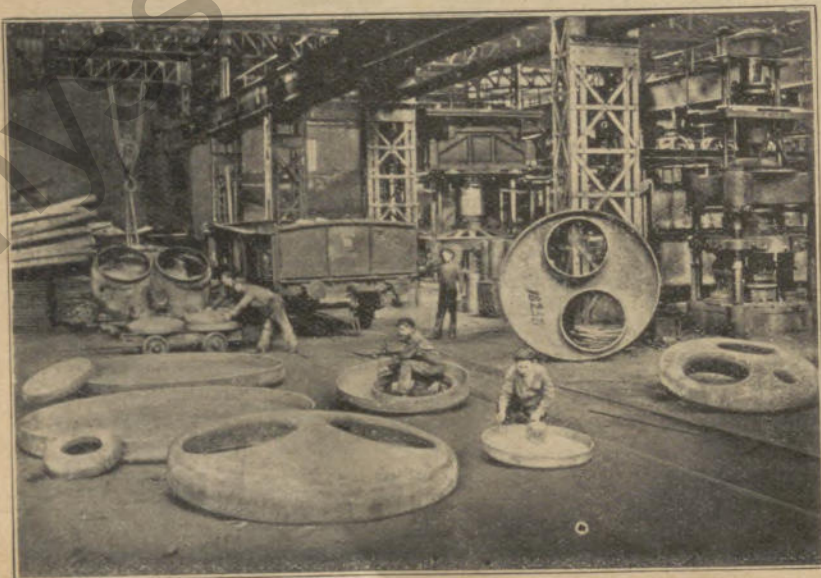
Unser Preßbau.



umgekehrt, um neue Wege zu beschreiten, damit die Zeit den Menschen ganz gehört!

Um die Zeit der Jahrhundertwende fing das Arbeitsprogramm an, sich gewaltig auszuwachen und mit ihm auch der alte Bau. Preß- und Stanzteile erhalten in genauestens passenden Gesetzen ihre Form. Die große 1000 Tonnen-Pressen erscheint auf dem Plan und ein munteres Spiel der Arbeit beginnt. Böden aller Formen kommen auf den Arbeitsmarkt. Wir unterscheiden geteilte und ungeteilte, flache Böden für den Schiffs-Kesselbau, während die gewölbten Bodenarten meistens für den Landkesselbau bestimmt sind. Für diese Böden sind viele Preßformen nötig; unter anderen sieht man Diffuseur-, Spezial- und Kropfbodenformen, die in einem Formenpark geordnet aufgestapelt sind. Freude empfindet man, wenn man dem raschen Treiben an solch einer Riesenpresse einmal zusehen darf, wie dort ein Blech von acht geschäftigen Händen in Hellrotglut die Bodenform erhält. Dabei sind ernste Männer tätig, die zielbewußt hier ihre Arbeit tun, indem sie durch richtig angelegte Hebelgriffe die schwere Platte zentrisch auf der Matrize lagern. Auf einen Wink mit der Hand senkt der Steuermann den Obertisch, an dem die Matrize angeschraubt ist und drückt das Blech etwas an. Es folgt ein kurzes Anheben und Prüfen der Lage und dann — bringt der vom Steuer her erbarmungslos mit tausend Tonnen Druck das Blech in Form.

Schaut einmal rechts: Ihr seht ein Doppelpressenpaar, das rassist in dem Raume ragt. Wer kennt sie nicht, diese schnellen Pressen, die einst Granaten massenweise preßten — heute streifen sie — weil die Gesenke, die sie einst befehten, zum Martin wanderten — anstatt zu Abd el Krim — jenem pfiffigen marokkanischen Freiheitshelden, der sie gut oder noch besser hätte ge-



Im Preßwerk des Hoerder Vereins.

brauchen können — auch wenn er sie umsonst bekommen hätte! Die Pressen sind umgebaut — für die Konsolenfabrikation — sie liegen fast — wer kann dafür?

Wie lebhaft ging es hier früher zu, als flinke Mädels, muntere Frauen nach Kräften schafften, wühlten, türmten, für Deutschlands Heil und Sieg! Dann kam der langersehnte Friede, — die Männer kamen wieder, die Frauen gingen fort — an den Kochtopf, wo's wenig gab zu kochen — und jedermann erhoffte bessere Zeiten oder — bessere Menschen. Weder das eine noch das andere kam. Erst kam der Streik und dann die Arbeitslosigkeit, gestützt durch In- und Deflation und heute schlägt nur noch eine Presse den Arbeitstakt. Sie ist modern, die Kurbelpresse, sie zeigt die neue Zeit im alten Bau, sie ist das Herz, — es schlägt in höchster Not, — steht auch sie still, dann liegt der Preßbau — tot.

G. Drescher, Ing., Abt. Hoerder Verein.

Drinnen und draußen.

Werte, die in Rauch und Asche aufgehen.



Die Verarmung Deutschlands findet, abgesehen von allen sonstigen Symptomen, ihren Ausdruck in dem starken Rückgang der Lugeinfuhr. Wenn wir darunter alle Lebens- und Genussmittel verstehen, die nicht unbedingt Erfordernisse der menschlichen Ernährung sind, können wir diesen Rückgang fast auf der ganzen Linie feststellen. Bei Kaviar z. B. (hier ist die Einfuhr von 3330 Doppelzentner im Jahre 1913 auf 956 Doppelzentner im Jahre 1925 zurückgegangen), bei Austern, bei Hummern (1913 noch ein Import von rund 13 000 Doppelzentner, 1925 nur ein solcher von 973 Doppelzentner), bei Sekt (1913: 1 016 000 Flaschen, 1925: 622 109 Flaschen). Die Statistik zeigt auch, daß der Gesamtverbrauch von Alkohol im Vergleich mit der Vorkriegszeit stark zurückgegangen ist: kamen doch bei Trinkbranntwein im Jahre 1913 auf den Kopf der Bevölkerung rund 2,8 Liter, während 1925 die Verbrauchsmenge pro Kopf nur etwa 1 Liter betrug, und das Verhältnis beim Bier ist derart, daß im Jahre 1913 102 Liter auf den Kopf der Bevölkerung kamen, während 1924 die Menge nur 61 Liter betrug. Sehr im Gegensatz dazu, also in stark ansteigender Kurve, hat sich der Tabakkonsum in Deutschland gestaltet. Ein Gradmesser für die Höhe des Verbrauchs ist die Einfuhr von Tabak und Tabakerzeugnissen.

Die erhebliche Steigerung der Tabakeinfuhr kennzeichnet die starke Zunahme des Verbrauchs gegenüber der Vorkriegszeit. In Deutschland selbst wird Tabak nur in verhältnismäßig geringem Umfang angebaut.

Den weitaus größten Teil unseres Gesamtbedarfs an Rohtabak beziehen wir aus dem Ausland. Wie erklärt sich nun die starke Zunahme des Tabakkonsums? Da ist zunächst auf den Krieg zu verweisen: er hat aus Tausenden von Nichtraucher Leidenhaftliche Raucher gemacht. Die wirtschaftliche Not trug, so paradox es klingt, zur Erweiterung des Konsums bei; ist es doch eine Erfahrungstatsache, daß der schlecht genährte und seelisch herabgestimmte Mensch in zahlreichen Fällen nach dem Tabak als einem stimulierenden und für einen gewissen Zeitraum über das Hungergefühl hinwegtäuschenden Mittel greift. Schließlich ist auch nicht zu übersehen, daß die erheblich gestiegene Beteiligung des weiblichen Geschlechts am Tabakgenuß (sie ist ebensowohl in Deutschland wie im Ausland festzustellen) zur Steigerung des Tabakverbrauchs beigetragen hat. So erklärt es sich, daß die Tabakeinfuhr in den Nachkriegsjahren ständig gestiegen ist, und daß der Tabakimport allein von 1925 die Einfuhr von 1924 um mehr als 1/2 Million Zentner übersteigt, und das bei erhöhten Steuerföhen.

Der größte Teil des eingeföhrten Rohtabaks, der bei uns verarbeitet wird, stammt aus niederländisch-Indien; ebenfalls liefert der Orient; dann folgen Brasilien und Amerika. Interessant ist auch, daß neuerdings aus China immer größere Mengen Tabak nach Deutschland eingeföhrte werden.

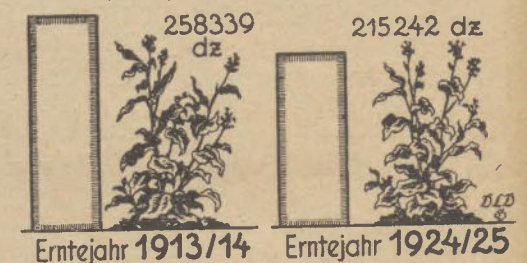
Wieweit wird nun der deutsche Konsum an Tabak gedeckt durch die Einfuhr, und wieweit trägt der heimische Anbau zur Befriedigung des Bedarfs bei? Mit andern Worten: Wie steht es um die deutsche Tabakproduktion?

Wenn auch ein Vergleich der Tabakeinfuhr mit den Ernteziffern nicht ohne weiteres möglich ist (weil das Kalenderjahr nicht identisch ist mit dem Erntejahr), so ergibt sich doch aus der Gegenüberstellung, daß die Eigenerzeugung nur einen Bruchteil des Konsums deckt (1913/14 betrug die inländische Ernte nicht ganz ein Sechstel der im Jahre 1913 eingeföhrten Tabakmenge; wertmäßig erreichte die 1913/14 geerntete Menge nicht ein Zehntel des Wertes von 1913 importierten Tabaks). Noch geringer

Einfuhr von Tabak und Tabakerzeugnissen 1913 (abzgl. der Ausfuhr) 1925



Deutsche Tabakproduktion (Erntejahr vom 1. Juli bis 30. Juni)



war im Vergleich mit der Einfuhr des Jahres 1925 der Ertrag der heimischen Erzeugung im Erntejahr 1924/25.

Von Interesse ist auch, daß die Tabakernte 1924/25 erheblich höher war als im Vorjahr, obgleich die Zahl der Tabakpflanzler stark zurückgegangen ist. Das lag daran, daß die nicht gewerblichen Kleinpflanzler, die Tabak vor allem zur Deckung des eigenen Bedarfs zogen, an Zahl geringer geworden sind, weil fertige Tabakerzeugnisse in ausreichender Menge und zum Teil zu erschwinglichen Preisen angeboten wurden. Dagegen hat die Zahl der gewerblichen Pflanzler zugenommen, weil sich das Interesse am Tabakbau zeitweise wieder hob. Neuerdings ist aber festzustellen, daß die Tabakanbaufläche wieder erheblich eingeschrumpft ist: betrug sie 1924 noch rund 9100 Hektar, so hat sie sich nach vorläufigen Schätzungen im Erntejahr 1925/26 auf rund 8000 Hektar verringert. Es ist also im laufenden Erntejahr mit einer kleineren Tabakernte zu rechnen.

Aus dem Reich der Frau.

Der gemütliche Wohnraum.



Um wahre Gemütlichkeit ist es ein eigen Ding. Sie läßt sich nicht mit Kostbarkeiten erzwingen. Darum braucht kein Mensch, wenn er auch schon nicht über Reichthümer verfügt, auf die Gemütlichkeit zu verzichten. Gewiß wird bei der heutigen Wohnungsnot manchen einer mit vielen anderen das Schicksal teilen müssen, daß ihm ein ganzes Zimmer zum Wohnen nicht zur Verfügung steht, da heißt es dann Umschau halten in der Schlafstube oder in der Küche. Sicherlich wird sich da oder dort immer ein Plätzchen finden, das zum Einrichten einer gemütlichen Wohnnische paßt. Am besten eignet sich immer eine Fensterede oder ein kleiner Nischenraum. Zur Einrichtung einer solchen Ecke kann schon das Wenigste genügen. Im Notfall reicht ein Tisch mit 2-3 Stühlen rundherum schon aus. Praktisch und bequem ist auch eine Bank, besonders wenn man sie an die Wand dicht neben dem warmen Ofen stellen kann. Gemütlicher als ein vieredriger Tisch ist immer ein runder. Und wenn man zu einem runden Tischchen noch 1-2 Stühle, z. B. Korbstühle, hat, so läßt sich eine geradezu ideale Wohnnische einrichten.

Natürlich muß solch eine Wohnnische, zumal man sich meist in den dunklen Winterabenden in sie zurückzieht, eine besondere Beleuchtung haben. In Wohnungen mit elektrischem Licht macht das Anbringen einer besonderen Lampe für die Ecke nicht viel Mühe, vor allem, wenn alle geldbedienenden Mitglieder der Familie ein Scherlein für die Beschaffung der Lampe opfern. Besonders anheimelnd wirkt ein kleines Stehlämpchen mit Holzfuß und einem hellen modernen Papierschirm, wie sie in den Geschäften in den verschiedensten Ausführungen schon zu 3, 4 und 5 Mark angeboten werden. Ist keine elektrische Leitung vorhanden, so kann uns auch heute noch die Petroleumlampe ein guter, treuer Freund für lange Winterabende sein.

Praktisch ist es, in die Wohnnische außer dem Haupttischchen in der Mitte noch ein kleines Tischchen oder einen kleinen Ständer hinstellen. Auf diesem können dann alle nicht gerade benötigten Sachen untergebracht werden. Gleichzeitig hat man dann, wenn man in der Wohnung sitzt, alles, was man braucht, mit einem Griff zur Hand. Da steht das Tintenfaß mit Federhalter und etwas Schreibpapier, in einem Körbchen daneben liegen die letzten Briefe, die man noch einmal in Ruhe durchlesen will oder die man noch beantworten muß. Da hat der Tabaksbeutel vom Vater mit Pfeife und Aschenbecher seinen besonderen Platz. Daneben liegen die neuesten Zeitungen, Modefournale oder illustrierten Blätter. Ferner können hier Mutter's Näh- und Stoppförmchen sowie das Handarbeitsförmchen der Tochter aufbewahrt werden.

Gemütlichkeit und Schönheit bekommt die Wohnnische aber erst dann, wenn man sich nicht mit dem Hinstellen der fahlen Möbel begnügt, sondern sie auch geschmackvoll, wenn auch einfach, auszustatten versucht. Daß ein kleiner Teppich unter dem Tisch die Wohnlichkeit bedeutend erhöht, braucht nicht erst geschrieben zu werden. Besondere Aufmerksamkeit verdient der Schmuck der Wand, besonders derjenige, welcher man am meisten gegenüber sitzt, auf die also der Blick am häufigsten fällt. Man soll Wert darauf legen, daß hier ein schönes, großes Bild, am besten ein Landschaftsbild, hängt, das geeignet ist, unsere Gedanken von tausend kleinen Sorgen des Alltags abzulenken und zur Ruhe zu bringen. Wer eine besondere Liebhaberei für die Werke bestimmter Maler oder anderer Künstler hat, kann sich ein paar Postkartenrahmchen mit auswechselbarem Rahmen anbringen. Alle berühmten und guten Kunstwerke gibt es im Postkartenformat dazu zu kaufen. Seine Lieblingsbilder kann er so stets vor Augen haben, und wenn er eines leid geworden ist, so kann er es leicht mit einem anderen austauschen.

Einen besonderen Hauch von Schübelei und Behaglichkeit verleiht jeder Einrichtung eine Handarbeit. Sie dürfte also in einer Wohnnische niemals fehlen. Kommt auf den Tisch eine schön gestickte Decke und kommen auf die Stühle, auf die Stühle oder auf die Bank, nicht ein, sondern 2-3 Kissen, aus bunten Stoffen hübsch genäht, oder in einem dunklen, einfarbigen Grundton gehalten, mit bunter Seide oder Wolle bestickt, so wird sich die Mühe der Herstellung reichlich lohnen, und man wird sich wundern, wie gemütlich und einladend gleich die ganze Ecke dadurch wird.

Niemals sollte ferner in der Wohnnische ein Blümchen fehlen. Ebenen der Frühling, Sommer und Herbst in Wald und Wiese Blätter und Blumen genug, um in allen möglichen Farbensinfonien das Zimmer zu schmücken, so kann man sich im Winter immer mit Tannenzweigen ausheilen. Um die Weihnachtszeit überkommt uns alle geradezu eine Sehnsucht, im Zimmer Tannengrün zu sehen und Tannenduft zu spüren, um schon allein dadurch den ganzen Hauch der deutschen Weihnacht zu empfinden. Oder man hat sich im Herbst einen schönen Busch blühendes Selbstkraut gesucht, das sich gleichfalls bis tief in den Winter hinein hält. Hübsche Sträußchen lassen sich ferner aus den kleinen Immortellen binden, die gleichfalls solange gehalten werden können, bis der Frühling wieder da ist mit neuem Grün und neuen Blüten. Immortellen dürfen aber niemals in eine Vase mit Wasser gestellt werden.

Schließlich soll die Wohnnische aber nicht nur ein allgemeines Ruheplätzchen sein, sondern sie soll Erholung und Freude gerade einigen bestimmten Menschen geben. Diese Menschen sollen daher gerade in der Wohnnische ihren Liebhabereien nachgehen dürfen. Da ist der eine ein Pflanzenfreund, der legt sich auf der Fensterbank eine Sammlung von Kakteen oder Blattpflanzen an. Der andere ist ein Bücherwurm, der baut sich in der Ecke ein kleines Büchergestell auf, von welchem er, wenn er des Abends in der Ecke sitzt und liest, gleich dieses oder jenes Buch greifen kann. Oder die eine Tochter singt zur Laute; dann muß auch ihrer Laute ein Plätzchen in der Ecke zugewiesen werden. Mit ihren bunten Väandern bildet die Laute gleichzeitig einen ebenso aparten wie schönen Schmuck der Wand.

Den tiefsten Hauch von Gemütlichkeit und Wohnlichkeit vermögen aber die Dinge der Wohnnische nicht zu geben. Das können nur die Menschen selbst, die dort wohnen. Und ein Fremder, der in die Wohnnische kommt, wird bald

Mutterpflicht und Mutterglück.

VII.

Deutsches Rotes Kreuz,
Abt. Mutter und Kind.



Frei atmen und die Glieder regen,
Dies bürget für gesundes Leben.
Dum höre auf ein mahndend Wort:
Bleib' mit den Wickelbändern fort!
Nur Hemd und Jäckchen—wie die Windel,
Sieh, das genügt schon für das Kindel.
Zur Nacht den Sack, der reichlich groß,
So wird das Kind gewiß nicht bloß.

* * *

herausipüren, ob sie nur aus leblosen Dingen besteht, die die Menschen mehr oder weniger lieblos zusammengestellt haben, oder ob sie ein Ruheplätzchen ist, in welches sich die Menschen zum Feierabend zurückziehen, um den Frieden zu suchen und zueinander gut zu sein, oder eigenen Gedanken nachzugehen und ein bestimmtes Geistesgebiet zu pflegen.

Wasul. (Dram-Nachrichten).

Zur Haarpflege des Kindes. Das Ausbürsten der Haare soll mit einer nicht allzu weichen Bürste und später mit einem nicht zu enge gezahnten Kamm geschehen. Benutzt man sogenannte Staubkämme mit sehr nahe beieinander stehenden Zähnen, so werden die Haare leicht abgebrochen, oder es kann deren Rinde in der Richtung von hinten nach vorn — von der Wurzel gegen die Spitze — mehrfach abgeschält werden, wodurch sie das Aussehen einer Vogelfeder erhalten.

Turnen und Sport.

Sport-Rundschau.



Erich Rademacher.

Schwimmen.

Kademacher! Der Beste der Welt. In 220 Yards schlug er den Amerikaner Spence, den bisher für unsieglar geltenden Meister im Brustschwimmen! Fröhlich, der nicht so gut abschnitt, kämpfte immerhin tapfer und ließ sich nur schwer schlagen.

Boren.

Rudi Wagner! Wer kennt als Ruhrorter diesen Sportsmann nicht? Er war doch früher auf unserer Hütte beschäftigt und viele werden sich noch entsinnen können, daß damals in den Pausen stets gerungen, gestemmt und Angel gestochen wurde. Das war der Anfang. Heute ist Rudi Wagners Können im Boren weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt. Wer entsinnt sich nicht des Kampfes Rudi Wagners gegen Breitenbräuer in Mülheim? Das i. o. war seiner Zeit bitter für den jungen aufstrebenden Menschen.

Am zweiten Ostertag schlug Rudi den Holländer Jansma i. o. Jansma zählt zu den Besten seines Landes.

Tennis.

Diese Sportart wird eigentlich wenig betrieben, obwohl man wünschen möchte, daß sie gerade in der Frauenwelt weitere Verbreitung fände. Es eignet sich wohl kein Sport besser für Frauen als gerade das Tennis. Hier in Duisburg haben wir allerdings einige Klubs, die diese

Sportart pflegen. Den meisten fehlt es jedoch an geeigneten Plätzen. Dagegen ist der

Hockeysport

viel mehr verbreitet. Unlängst war sogar eine englische Damenhockey-Mannschaft in Köln. 16:0 wurden die Westdeutschen geschlagen.

Der Fußballsport

brachte wenig Aussergewöhnliches. Duisburger Sp. V. spielte gegen den F. C. Elford, England, und verlor 3:2. Wir haben in Deutschland genug Mannschaften mit besserem Können. Die Zuschauer waren denn auch enttäuscht, anstatt typische englische Fußballkunst, ein unschönes, teilweise sogar unfaires Spiel zu sehen. Ueberhaupt ist es heute schon wieder Mode, an hohen Festtagen ausländische Gäste zu verpflichten. Diese kosten eine Unmenge Geld, die Zuschauer müssen hohe Eintrittspreise zahlen und bekommen dafür nichts zu sehen. Ich glaube auch nicht, daß, wenn England der Besiegte im Kriege gewesen wäre, heute eine englische Mannschaft gegen deutsche Klubs spielen würde. Warum aber dann umgekehrt? Aus England haben wir hier im Westen gerade genug Aufschubfußball bekommen und haben schwer dafür bezahlt. — Also solange das nicht anders wird — laßt die Engländer zu Hause.

Auch das Spiel in Ruhrort gegen Haarlem, holländischer Meister 1922/23, brachte nicht das, was man erwartet hatte. Das Spiel war alles andere als einem Landesmeister entsprechend, — darunter versteht man doch etwas anderes, — und 1 Mark Eintritt ist doch etwas happig.

Schon war allerdings der Augenblick, als der frühere Kampfflieger Karl Bäumer aus Meiderich den Ball zum Spiel abwarf. Ich kenne Karl Bäumer



Andreas Neumann
geb. 3. 3. 1884
eingetr. 10. 9. 1900
Maschinist
M.T.A. Blochwalzw.



Melchior Wolf
geb. 15. 10. 1883
eingetr. 15. 3. 1901
Helfer
Elekt. Abteilung.



Andreas Toltzendorf
geb. 4. 4. 1878
eingetr. 26. 9. 1900
Kofarbeiter
Koferei.



Anton Kowinski
geb. 26. 8. 1873
eingetr. 30. 3. 1901
Kalfahrer
Thomaswerk.

Familiennachrichten der Abteilung Hoerder Verein.

Geburten.

Ein Sohn:

26. 3. Ewald; Josef Feib, Blechwalzwerk. — 5. 4. Kurt Herbert; Gustav Müller, M. T. A. (Martinwerk). — 5. 4. Horst Albert; Albert Kunt, Eisenbahnabteilung. — 7. 4. Heinrich; Heinrich Schürmann, Versuchsanstalt. — 15. 4. Karl Heinz; Emil Wollenhauer, Koferei.

Eine Tochter:

30. 3. Hedwig; Josef Rafinski, Blochwalzwerk. — 31. 3. Greta; Paul Bartemann, Haupt-Rep.-Werkstatt. — 1. 4. Ruth; Edmund Häner, Blechwalzwerk. — 2. 4. Hedwig; Josef Zug, Mägen. Betrieb. — 4. 4. Hermine Wilhelmine; Josef Bauer, Versuchsanstalt. — 5. 4. Elisabeth; Gustav Wörmann, Eisenbahnabteilung. — 7. 4. Theresia; Otto Kettsträter, Hochofen-Masch.-Betrieb. — 8. 4. Helga; Ernst Gerhold, Steinfabrik. — 10. 4. Martha; Walter Reubens, Martinwerk. — 13. 4. Helene; Karl Duhme, Rep.-Schmiede. — 13. 4. Luise; Christian Böllner, Blechwalzwerk. — 14. 4. Ingeborg; Max Mann, Kesselschmiede. — 15. 4. Anna; Josef Weiss, Steinfabrik.

Sterbefälle.

28. 3. Sohn Paul; Vinzenz Pajewski, S. Hochofenwerk. — 1. 4. Ehefrau Johanna Hillebrand, Koferei. — 2. 4. August Denter, M. T. A. (Martinwerk). — 4. 4. Josef Wotaczek, Mechan. Werkstatt. — 9. 4. Tochter Franziska; Philipp Jürgens, S. Hochofenwerk.

Familiennachrichten der Abteilung Ruhrort.

Geburten:

Ein Sohn:

Richard Jennen, Konstruktion, Heinz, 27. 3. — Peter Lehnen, Eisenbahnabteilung, Friedrich, 29. 3. — Walter Käsemann, Koferei, Walter, 29. 3. — Philipp Engel, Stahlwerk, Karl, 2. 4. — Ewald Schütz, Konstruktion, Ernst, 4. 4. — Peter Kern, Konstruktion, Werner, 7. 4. — Gustav Klein, Thomaschlackenmühle, Gustav, 9. 4. — Max Schmidt, Walzwerk, Herbert, 10. 4. — Martin Barthold, Stahlwerk, Helmut, 13. 4.

Eine Tochter:

Jacob Frank, Telefonzentrale, Mathilde, 27. 3. — Paul Klade, Walzwerk, Hildegard, 30. 3. — Heinrich Wiader, Konstruktion, Käthe, 8. 4. — Wilhelm Keller, Pflanzwerk, Helene, 8. 4. — Franz Harnoschütz, Konstruktion, Gbira, 7. 4. — Philipp Lahn, Hochofen, Irmingard, 9. 4. — Johann Vogt, Elekt. Betrieb, Hildegard, 9. 4. — Wilhelm van Marwick, Koferei, Agnes, 9. 4. — Heinrich Dverdi, Walzwerk, Anneliese, 14. 4. — Otto Hofmann, Konstruktion, Helga, 14. 4. — Heinrich Zeller, Konstruktion, Maria, 15. 4. — Herm. Behrendt, Koferei, Ruth, 10. 4.

Sterbefälle.

Adalbert Zimmer, Stahlwerk, Ehefrau, 29. 3. — Frau Jakobine Redtenwald, Laboratorium, 1. 4. — Peter Reber, Konstruktion, 7. 4. — Jakob Hinnen, Konstruktion, 10. 4.

Die 1. Mannschaft des Spiel- und Sportvereins Phoenix, Duisburg-Ruhrort.

als früheren Nachbarn in der Spichernstraße in Meiderich noch ganz gut. Wir waren viel miteinander zusammen, und fliegen wollte er auch früher schon. Mit Luftbügeln und Ballons hatte er immer seine Lust. Nun ja, jetzt hat er es ja erreicht. Im Kriege hat er sich sogar den Pour le merite verdient.

Mit der Voraussage des Westdeutschen Meisters haben in diesem Jahre alle daneben getippt. Die Tabellen-Mathematiker mögen rechnen wie sie wollen, B. f. R. Köln wird sich das grün-weiße Band holen.

Duisburger Spielverein hat sich wenigstens den 3. Platz gesichert. Ob er aber an den Spielen um die deutsche Meisterschaft teilnehmen wird, ist noch sehr fraglich. Denn das Spiel gegen den Tabellenführer in der Runde der Zweiten, Schwarz-Weiß Essen, wird einen harten Kampf kosten. In seiner heutigen Form dürfte auch der Spielverein die Essener kaum schlagen.

Weitere Resultate.

B. f. v. B. Ruhrort — Meidericher Spielverein 4:1.

Phoenix Ruhrort — S. F. C. Meiderich 2:2.

Phoenix Ruhrort — Alemannia Ruhrort 2:3.

**Leibesübungen und Wandern
sind heute der Arzt am Krankenbette
des deutschen Volkes.**

Leichtathletik.

Die deutsche Waldlaufmeisterschaft, die am Sonntag, den 11. April, in Siegburg ausgetragen wurde, sah einige Favoriten, wie Pürten-Weitzig und Hufen-Medlinghausen durch Unglücksfälle schon frühzeitig ausscheiden. Käse-Ludenwalde fand sich mit den schlüpfrigen Wegen noch am besten ab und siegte mit 60 Meter Vorsprung vor Dreemann-Hamburg. Wiese-Berlin belegte den 3. Platz vor dem sich wacker haltenden kleinen Tomberg-Geldern. Dann folgten Petri-Hamburg, Schlimmer-Siegburg, Reichmann-Siegen und Schneider-Dirschberg.

Hoffacker, Ruhrort.

Werksallerlei.

Subilare der Abteilung Hoerder Verein.



Heinrich Obijon
geb. 8. 3. 1884
eingetr. 4. 4. 1900
Transporteur
Feinwalzwerk.



Ludwig Ziolkowski
geb. 25. 8. 1869
eingetr. 24. 11. 1900
Ablader
S. Hochofenwerk.



Heinr. Westermann
geb. 10. 2. 1881
eingetr. 7. 9. 1900
Stoßer
Blochwalzwerk.



Karl Kugel
geb. 12. 1. 1876
eingetr. 4. 10. 1900
Dreher
Walzendreherei.

Vereinsnachrichten.

Opern- und Walzerabend des Männer-Gesangvereins „Germania“ Duisburg-Ruhrort. Der Männer-Gesangverein „Germania“ Duisburg-Ruhrort, dessen Mitglieder vorwiegend Werksangehörige der Abteilung Ruhrort sind, tritt am Sonntag, den 25. April 1926, abends 7½ Uhr, im Germania-Saal, Duisburg-Ruhrort, König-Friedrich-Wilhelmstraße (Eingang Schifferhelmsstraße) mit einem Opern- und Walzerabend an die Öffentlichkeit. Aus Richard Wagner's Werken „Tannhäuser“ und „Der fliegende Holländer“ bringt der Verein den Einzug der Gäste auf der Wartburg, den Gesang der Pilger bei der Heimkehr und das Lied der Matrosen. Zu Ehren Johannes Strauß: „Wein, Weib und Gesang“ und „Donauweilen“. Der populärste Strauß-Interpret Thomas Koschat ist vertreten mit „Ein Sonntag auf der Alm“. Das Orchester ist an diesem Tage vorbestimmt. Dem vorzüglichen Männerchor von 90 Sängern steht die ganze Kapelle von Haffelberg zur Seite. Solopartien werden von Mitgliedern des Vereins gesungen. Unter Musikdirektor Franke's umsichtiger Leitung reißt alles der Vollendung entgegen. Neben dem Kunstgenuss, der Freunden und Anhängern von Musik sich bieten wird, ist der Vergleich interessant zwischen Opern-wiedergaben im Theater und auf dem Konzertpodium. Die guten Leistungen des Vereins sind aus früheren Konzerten allgemein bekannt.

Kleine Anzeigen.

Wohnungstausch.

Gesucht:

2 Zimmer Beed oder Bruchhausen.

Geboten:

2 Zimmer Thalstraße 16.

Th. Artmann.

Gesucht!

Dreizimmerwohnung in Laar oder Beed.

Geboten:

Zweizimmerwohnung in Laar, Schillstraße 30, 2. Stg.

August Baune.

Erstklassiger Wachhund

mit 2 Jungen sehr billig zu verkaufen.

Anton von Dorzestowski,
Duisburg-Beed, Weststr. 71
(Am Beeder Ballp. Plaz).

Guterhaltener Küchenschrank

und Schneiderbüste Gr. 44 billig zu verkaufen.

Laar, Florastr. 67, 2. St.

2 Bettstellen

mit Matratze billig zu verkaufen.

Laar, Schillstr. 18, 2. St., rechts.